



1923-03-28

Die Landwirtschaft in Berlin

Gabriele Reuter

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Reuter, Gabriele, "Die Landwirtschaft in Berlin" (1923). *Essays*. 1618.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1618

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Feuilleton.

Die Landwirtschaft in Berlin.

Von Gabriele Reuter.

Nicht etwa von Kämpfen und Fehlgriffen des Magistrats in seinen Bemühungen, uns armen Städtlern das zum Leben nötige Quantum „Kalorien“ zu verschaffen, will ich reden, auch nicht von den weißen Ziegen, die auf den Blumenwiesen der Millionärsvillen im Grunewald und Dahlem weiden oder an den Laubenpfählen der Arbeitergärten angepflockt zum gehätichelten Tyrannen und Liebling der Familie erwachsen. Auch nicht von Volles Milchkühen — den weißen Wagen, die mit Geklingel früh durch die Straßen fahren, um ihre spärlichen Quanten an die wartenden Mädchen und Hausfrauen zu verteilen und deren Heben einst — in fetteren glücklichen Zeiten, als man sich noch über Vergleich aufzuregen pflegte — ganz Berlin, den Reichstag voran, in wilde sittliche Ent-

rüstung versehen, weil ihnen eine neue kleidsame Uniform verliehen wurde, die auf einem quer über ihren jungfräulichen Buxen laufenden Streifen die rotgestickten Worte „Vollses Meierei“ enthielten. Wie noch heut' verwechselte man schon damals in Deutschland gerne Fragen des Geschmacks mit Fragen der Sittlichkeit.

Mein — ich will von der echten, wirklichen Landwirtschaft reden, die — das ganze Jahr hindurch in erbitterter Feindschaft gegen die Städter besangen — einmal, ehe der Lenz erscheint, der sie an die heimatische Scholle bannet, in hellen Haufen zur Großstadt, in das furchtbare Sündenbabel strömt — in den letzten Tagen des Februar — zur „landwirtschaftlichen Woche.“ Das ist ein großes Ereignis, sowohl für die Gutbesitzer und Bauern, wie auch für die Großstädter, denn es läßt sich nicht leugnen, Berlin erhält dadurch wenigstens in einigen Stadtgegenden eine etwas veränderte Physiognomie. Diese schüchternen Bäuerlein, die so gewichtig ihre Rechte geltend zu machen verstehen, treten sehr souverän und selbstbewußt in Straßen und Lokalen auf. Und man erkennt sie sofort an ihren sonnverbrannten, braunroten, wohlgenährten Gesichtern, an den Augen, die einen friedlicheren, wenn auch recht pffigen Ausdruck haben, als die der Berliner Männer, an dem wuchtigen, breiten Gang, der sich nicht verleugnet, auch wenn sie die Stulp- und Schmierstiefel mit eleganterem Schuhwerk vertauschten. Der Schritt, der über grundlose Feldwege und Ackerbreiten stapft, ist und bleibt eben ein anderer als der, welcher eilig über den Asphalt der Straßen schreitet.

Mit zufriedenen, lustigem Schmunzeln schauen die Landleute auf das Gewusel und das wichtigtueriesche Gebahren um sie her, das sie ungeheuer amüsiert — eine Woche lang — ! Aber dann gehen sie doch recht gern zurück, dorthin, wo sie die Herren sind auf eigenem Grund und Boden — mag dieser Grund und Boden auch mit manchem harten Kampfe nur erhalten und nutzbar gemacht werden. Sie sind alle da — die bäuerlichen Besitzer mit den Frauen, deren bunten Kleidern man die Konfektion der nächsten Kleinstadt ansieht — deren rissige Hände von kräftiger Arbeit zeugen, die gewissermaßen einen Duft nach Milchwirtschaft und Stall mit sich führen — ebenso wie die bürgerlichen Rittergutsbesitzer, ein Typ, in dem der moderne Kaufmann oft stärker betont ist als der Landwirt — und die Ritter selbst — ; die Kleist, Arnim, Schulenburg, Wedel und wie sie alle heißen, diese pommerschen und märkischen Junker, die aus Klassenbewußtsein und Geschäftsinteresse gelernt haben, den angeborenen Dünkel zu überwinden und in landwirtschaftlichen Fragen eifern zusammenzuhalten mit der bürgerlichen und bäuerlichen Landwirtschaft. Eine Einigkeit, die dem Bund der Landwirte seine eigenartig machtvolle Stellung im Lande Preußen gibt. Sie legen gern ihre Familientage rings um die landwirtschaftliche Woche herum, die alten Adelsjuppen, die in den großen Hotels mit viel Rotzpon und Sekt gefeiert werden. Lieber wählt man die Häuser mit einem Ruf von Vornehmheit von gestern und vorgestern als die ganz modernen. Und das wachere Schimpfen auf die verkehrte Welt von heut'. Aber die verkehrte Welt von heut' drängt sich peinlich auch in diese erlauchten Versammlungen. Die beste Jugend des Adels ist fortgemäht von der Wut des Weltkrieges, und die übriggebliebene Hälfte prunkt nicht mehr in glänzenden Uniformen und überheblichem Wesen, sondern steht zumeist im harten, entbehrungsvollen Existenzkampf. Alle Hochachtung vor diesen jungen Männern, die in Betruhen, zu denen sie nicht erzogen wurden, die ihnen oft so gründlich unjympathisch sind, dennoch Tüchtiges leisten.

Auch kann und soll es betont werden, daß man in den großen allgemeinen Versammlungen, die während der landwirtschaftlichen Woche veranstaltet werden, mehr prachtwolle alte Charakterköpfe zu sehen bekommt, als man sonst in Berlin erspähen kann. Der Beruf des Landmannes ist ein Kampf mit Gott, Natur und Mensch das ganze Jahr und durch alle Jahreszeiten hindurch. Es wächst ihm mitnichten alles zu, wie der Städter so gerne betont. Ach nein, der ahnt meistens nicht, welche harte Arbeit, wie viel Berechnung, behender Entschluß und Wagnis an das Gedeihen eines Gutes gesetzt werden muß. Es ist wahr — die Landwirtschaft gehört zu den Ständen, die während des Krieges gut verdient haben. Mancher Besitzer, der nicht wußte, wie er sich über Wasser halten sollte, ist zum wohlhabenden Mann geworden — und es ist kurzfristig, diesen Männern das täglich in feindseliger Weise vorzuhalten. Denn es ist jetzt ein Glück für unser Vaterland, daß es einen zahlreichen und kraftvollen Stand gibt, der noch die Mittel besitzt, große Opfer zu bringen, wenn die Not es fordert. Und auch gewillt dazu ist. In den historischen Versammlungen im Zirkus Busch tönt ihr Patriotismus stets etwas laut und phrasenhaft — sie schlagen gerne mit der Faust auf's Rednerpult und schreien „Der alte Gott lebt noch!“ wenn sich's um Kornzölle und sonstige recht weltliche Angelegenheiten handelt. Die Getreideumlage, die die Regierung fordert, ist eine Abgabe, die den meisten der Herren vor Born das Blut sieden macht, obschon sie sich ehrlicherweise jagen müßten . . . Nur eben, wenn's an den Geldbeutel geht, ist niemand ganz ehrlich gegen sich selbst.

Doch die Situation hat sich seit einigen Wochen gewaltig geändert. Die Landwirtschaft ist in ihrer Gesamtheit konservativ und monarchistisch, die preussische und mecklenburgische dazu noch ausgeprochen protestantisch. Die sozialistisch-demokratische Zentrums-Regierung war ihr ein Greuel der Greuel, ein wahres Teufelswerk, das sie mit allen Mitteln und einem wilden, inbrünstigen Haß bekämpft. Unablässig

konnte eine Regierung gegenüber solcher wüthen Feindseligkeit irgendwelches Entgegenkommen zeigen, irgendwelche Annäherungsversuche wagen — hatte sicher auch nicht die geringste Lust dazu. Doch das Volk besteht nicht nur aus Industriearbeitern und Kaufleuten — aus Städtern — die Landwirtschaft bildet einen gewichtigen Teil seiner besten Lebenskraft. Es ist ein durchaus ungejunder Zustand, wenn dieser in einem Staat ignoriert wird — ebenso ungejund, wie wenn er sich als einzig ausschlaggebende Macht gebärdet.

Die Not am Rhein und an der Ruhr hat auch diesen verhängnisvollen Gegensatz plötzlich erfreuend gemildert. Das unerschrockene, tapfere Vorgehen des neuen Reichskanzlers Cuno hat den Beifall dieser Herrennaturen gefunden. Die Landwirtschaft hat überaus großzügig gespendet, Besitzer und Knechte und Arbeiter, jeder geb nach seinem Vermögen. Und für eine Sache, für die man gibt, für die man Opfer bringt, für die setzt man sich auch mehr und mehr mit dem Herzen ein. Das hat der diesjährigen Tagung ihren Stempel verliehen.

Sie wurde mit der Auktion der ostpreussischen Pferde, der wertvollen Halbblüter, äußerst wirkungsvoll eingeleitet. Einmal wieder war der Nitzkus der Rahmen für edelste Pferdedressur, und nicht Artisten waren es, sondern prächtige Gutsbesitzersöhne, die die Gänge dem Publikum vorführten. Die Millionenziffern flogen durch die Luft, man hätte meinen können, in einem Lande zu sein, wo eitel Wohlergehen herrschte, wenn man von den Summen hörte, die für diese köstlichen Tiere gezahlt wurden. Und wenn ein mecklenburgischer Gutsbesitzer ein entzückendes Biergespann für 30 Millionen erwarb, so muß man ja vermuten, daß es diesem Herrn nicht schlecht geht und daß auch noch andere Leute als „Schieber“ in unserem Vaterlande Geld zu verdienen imstande sind. Für die Ruhrhilfe fiel ein ordentlicher Teil der Einnahmen dieser Pferdeschau ab.

Wertheim, Gerson und Herzog konnten sich ebenfalls nicht beklagen — während die Männer Politik trieben,

wanderten die Frauen durch diese drei seit jeher von den Landdamen bevorzugten Warenhäuser, und man sah sie, mit Paketen überbürdet, lachend und plaudernd zu zweien und dreien beisammenstehen, genau wie bei den fröhlichen Besorgungsfahrten in die Kleinstadt. Dann wurde schnell Toilette gemacht, um abends mit Gatten und Freunden zu bummeln! Köstliches Wort — köstlichere Erinnerung! Man sah so manches, hörte so viel, was durchaus nicht für eine ehrbare Hausfrau anzusehen, anzuhören war — was man den Kindern nie hätte erzählen dürfen. Und manchmal hatte man sich diese Sündenwelt noch weit verführerischer vorgestellt, als sie sich in der Wirklichkeit präsentierte. Auch war die frühe Polizeistunde störend — so von Lokal zu Lokal ziehen wie früher — das gab's nicht mehr. Es erlebte auch nicht jede, daß um Mitternacht der Kellner jedem Gast des Schlemmerlokals schweigend ein Rärtchen auf den Teller legte:

„Von zwölf Uhr ab sind Sie Mitglied des Vereines zur Sparsamkeit, geschlossene Gesellschaft, die ihre Sitzung hier abhält.“

Im ganzen hatte man doch Stoff genug gesammelt, um die nächsten Monate sich mit den Nachbarinnen herrlich entrüsten zu können, bis die Sommerferien nahen, wo die Gutshäuser, die großen wie die kleinen, die feudalen wie die bürgerlich schlichten, angefüllt sind mit Vettern und Nichten, Tanten und Großmüttern, mit Ferienkindern, die gar nicht mehr verwandt sind und die alle schwelgen dürfen in Milch und Butter, in Wurst und Schinken. Da brummt der Hausfrau der Kopf, wie sie alle Wünsche befriedigen soll, und der Gatte blickt sorgenvoll über Felder und Wiesen: Wird es eine gute Ernte geben? Wird nicht ein Hagelschlag alle Hoffnungen vernichten? Werden die Kartoffeln auch vor den ersten Nachtfrosten eingebracht werden können? — Da denken der Landmann und sein Weib nicht mehr an die Großstadt. Sie ist vergessen — bis zur nächsten landwirtschaftlichen Woche.